

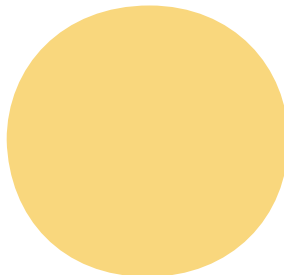
Heft 10/2013

Germanistik in der Schweiz

Zeitschrift der
Schweizerischen Akademischen
Gesellschaft für Germanistik

Herausgegeben von Michael Stolz,
in Zusammenarbeit mit Laurent Cassagnau,
Daniel Meyer und Nathalie Schnitzer

Sonderdruck



germanistik.ch
Verlag für Literatur- und Kulturwissenschaft

Zentrum und Peripherie in Thomas Manns Novelle vom «Kleinen Herrn Friedemann»

VON YAHYA ELSAGHE

Research on Thomas Mann consistently accords him the status of Germany's national author which he did not assert for himself until his later years. This paper challenges that dominant tendency by focusing on Mann's early works, and in particular on how they reveal the resentments which were produced by German unification – not simply in the provinces in general, but in the once mighty Free and Hanseatic Cities specifically. One obvious symptom of these localized resentments is the failure to acknowledge the new imperial capital in more than the most intermittent and fleeting references, let alone the failure to ever elevate Berlin to the central theme of the narrative. If the capital is even mentioned, then usually in questionable collocations, which are identifiable not only in «Buddenbrooks», but even more so in «Der kleine Herr Friedemann», a Novelle which can be read as an allegory of the newly established power relations in German domestic politics – an allegory which is developed with a level of detail that extends to the birth dates attributable to the male protagonist and the female deuteragonist.

Die Frage nach Zentralität und Partikularität stellte sich in Deutschland bekanntlich schon immer und stellt sich hier immer noch ganz anders als etwa in Frankreich. Oder um es etwas zu überspitzen, stellte sie sich in Deutschland die längste Zeit überhaupt nicht. Ein mit Paris vergleichbares Zentrum und folglich eine von diesem aus definierbare Provinz bildeten sich hier ja erst mit der Gründung des Deutschen Reichs heraus.

Hierbei rutschten selbst die hinfort bestenfalls noch nominell «freien» Städte an die Peripherie. Das galt insbesondere auch für die *deutsche* der *deutschen Städte*.¹ So nämlich beliebte dem Kaiser höchstpersönlich schon am Bahnhof Lübeck zu rühmen, als er die ihm ergo noch gänzlich unbekannteste Stadt erstmals mit einem Besuch beehrte. Seine Floskel war also ziemlich offenkundig aus der Luft gegriffen. Das änderte allerdings nichts daran, dass seine hiesigen Untertanen sie ihm seither noch so gerne nachsprechen sollten,² obwohl oder gerade weil sie doch lediglich die wahren Verhältnisse schönredete.

1 Zitiert nach: GERHARD AHRENS: Von der Franzosenzeit bis zum ersten Weltkrieg 1806–1914: Anpassung an Forderungen der neuen Zeit, in: Lübeckische Geschichte, hg. v. ANTIJEKATHRIN GRASSMANN, 4. Auflage, Lübeck 2008, S. 539–686, hier S. 651.

2 Vgl. ADOLF HOLM: Lübeck, die freie und Hanse-Stadt, Bielefeld u. a. 1900, S. 147.

Mit einer rhetorischen Volte beschönigte das Verhältnis der Nation zur Stadt auch deren berühmtester Sohn und der bis heute bestrezipierte Autor des wilhelminischen Kaiserreichs, als er Lübeck zum allerletzten Mal betrat. Indem er zum Dank für das ihm daselbst verliehene Ehrenbürgerrecht seine Identität doppelt fasste, huldigte er vorab dem Vaterland und erst in zweiter Linie, jedoch auch sozusagen lauter und jedenfalls typographisch hervorgehoben, seiner Vaterstadt. Dabei gelang es ihm, den springenden Punkt zu verbrämen, den dieser zweifachen Bestimmung inhärenten Widerspruch. Seine *Bücher* seien zwar *unverkennbar deutsch* [...]. *Sie können nur von einem Deutschen sein.*³ Unklar aber bleibt oder eben mit einem im Wortsinn spitzfindigen Manöver verunklärt wird das punctum saliens dann insofern, als dafür ein erlesen-veralteter Phraseologismus eintritt, der hier alles Mögliche bedeuten kann:⁴ *Sie können nur von einem Deutschen sein, und ich möchte das Ding auf die Spitze stellen und hinzufügen: nur von einem Lübecker.*⁵

Als Lübecker und Stadtpatrizier hätten die Manns eigentlich wenig Veranlassung gehabt, sich nachgerade als *deutsche* der *deutschen* Subjekte vorzukommen. Sie und ihresgleichen gehörten nicht zu den Gewinnern der Zeitgeschichte,⁶ wie sie seit der Reichseinigung verlief. Wie gründlich diese glückte und wie nachhaltig sie ihre Widerstände gleichsam zu überdecken oder zu überschreiben vermochte, zeigt sich möglicherweise selbst an der Thomas Mann-Forschung.

Diese nämlich behandelte den Autor eh und je mehr als *Deutschen* denn als *Lübecker*. Jedenfalls scheint es bisher kaum jemandem in den Sinn gekommen zu sein,⁷ Thomas Mann als einen zu lesen, der das neue Reich auch vom <receiving end> her wahrnehmen konnte. Noch nie, mit anderen Worten,

3 Thomas Mann: Gesammelte Werke, 13 Bde., 2. Auflage, Frankfurt a. M. 1974, Bd. 11: Reden und Aufsätze, S. 534.

4 Vgl. Jacob Grimm / Wilhelm Grimm u. a.: Deutsches Wörterbuch, 15 Bde., Leipzig 1854–1971, Bd. 10, Abt. 1: Seeleben – sprechen, Sp. 2582–2596, s. v. <Spitze>, hier Sp. 2591.

5 Mann: Gesammelte Werke [Anm. 3], Bd. 11, S. 534; Hervorhebung des Originals.

6 Vgl. HERMANN KELLENBENZ: Hanse und Hansestädte, in: Geschichte der deutschen Länder. <Territorien-Ploetz>, hg. v. GEORG WILHELM SANTE, 2 Bde., Würzburg 1971, Bd. 2: Die deutschen Länder vom Wiener Kongress bis zur Gegenwart, S. 624–640, hier S. 632.

7 Vgl. z. B. YAHYA ELSAGHE: Die imaginäre Nation. Thomas Mann und das <Deutsche>, München 2000; JOCHEN STROBEL: Entzauberung der Nation. Die Repräsentation Deutschlands im Werk Thomas Manns, Dresden 2000 (Arbeiten zur Neuen deutschen Literaturwissenschaft 1); TODD KONTJE: Thomas Mann's World. Empire, Race, and the Jewish Question, Ann Arbor 2011 (mit YAHYA ELSAGHE: [Rezension von:] TODD KONTJE: Thomas Mann's World. Empire, Race, and the Jewish Question, in: Monatshefte für deutschsprachige Literatur und Kultur 104/1 [2012], S. 142–144).

scheinen seine Texte systematisch auf provinzielle Ressentiments gegen das neue Zentrum des Reichs befragt worden zu sein.

Einmal darauf aufmerksam geworden, sieht man die Spuren solcher Resentiments vielleicht nicht auf den allerersten, auf einen zweiten und dritten Blick aber sehr wohl. Oder in gewissem Sinn sieht man sie dann gerade nicht. Denn symptomatisch ist bereits, wie selten das neu etablierte Machtzentrum in Thomas Manns literarischem Werk überhaupt zur Sprache kommt und einer auch noch so flüchtigen Erwähnung gewürdigt wird; geschweige denn, dass es je zum eigentlichen Thema seines Erzählens avancierte. Und wenn es wo erwähnt ist, dann in mehr oder weniger dubiosen Kollokationen.

Die meisten und besten Belege dafür gäbe Thomas Manns erster Roman und das berühmteste seiner *Bücher* her, für das und für dessen *German mind* er denn ›vornehmlich‹ auch den Nobelpreis erhalten sollte, *as a German writer and thinker*,⁸ wobei die Urkunde freilich mit keinen gemeindeutschen Insignien, sondern mit Abbildungen der typischen ›landmarks‹ von Lübeck versehen war.⁹ Von Berlin aus gelangt die 48er-Revolution in die Stadt der Buddenbrooks. Aus Berlin kommt der bigotte Geistliche, der sich untersteht, die zum ersten Mal geschiedene Tony lüstern-übergriffig anzugehen.¹⁰ In Berlin gibt sie das Telegramm auf, mit dem sie das Scheitern ihrer zweiten Ehe und damit ihre gesellschaftliche Deklassierung ankündigt.¹¹ Ein Berliner Anwalt und *Teufelsbraten*¹² ist es, der beim ultimativen Debakel um ihre *dritte Ehe*¹³ eine von Anfang an verhängnisvolle Rolle spielt. Und von *einem preußischen*, supplerbar berlinischen¹⁴ *Gymnasium* endlich wird der Direk-

8 FREDRIK BÖÖK: 1929 Nobel Prize in Literature Presentation Speech, in: Nobel Prize Laureates in Literature, hg. v. MATTHEW J. BRUCCOLI / RICHARD LAYMAN, 4 Bde., Detroit u. a. 2007 (Dictionary of Literary Biography 331), Bd. 3: Lagerkvist – Pontoppidan, S. 143–144, hier S. 144.

9 Thomas Mann. Ein Leben in Bildern, hg. v. HANS WYSLING / YVONNE SCHMIDLIN, Zürich 1994, S. 288–289.

10 Zitiert wird, wenn nicht anders angegeben, nach: Thomas Mann: Große kommentierte Frankfurter Ausgabe. Werke – Briefe – Tagebücher, hg. v. HEINRICH DETERING u. a., Frankfurt a. M. 2002ff., vgl. hier Bd. 1.1, S. 309.

11 Bd. 1.1, S. 407.

12 Bd. 1.1, S. 579.

13 Bd. 1.1, S. 491.

14 Vgl. z. B. LUDWIG FERTIG: Vor-Leben. Bekenntnis und Erziehung bei Thomas Mann, Darmstadt 1993, S. 29–30 oder PETER DE MENDELSSOHN: Der Zauberer. Das Leben des deutschen Schriftstellers Thomas Mann, 3 Bde., 2. Auflage, Frankfurt a. M. 1996, Bd. 1: Erster Teil. 1875 bis 1918, S. 163–164, mit KLAUS BRUHN: Schubring, Walther Julius Hermann Wolfgang, in: Neue Deutsche Biographie, hg. v. der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, 3. Auflage, Berlin 1953ff., Bd. 23: Schinzel – Schwarz, S. 618–619, hier S. 618.

tor *berufen*,¹⁵ unter dessen Schultyrannis der letzte Buddenbrook so sehr leidet, dass er buchstäblich daran stirbt. Und so weiter, und so fort.

Andere Beispiele enthält aber zuvor bereits Thomas Manns allererstes Buch, sein erster Novellenzyklus, oder gerade dieses Debüt, weil es eben am nächsten, wenn man so will, beim Trauma des Souveränitätsverlusts oder an dessen ›back story wound‹ liegt. Schon im ersten und eponymen Text des Zyklus, in der Furcht oder immerhin Mitleid erregenden Novelle vom ›Kleinen Herrn Friedemann‹, wird eine vor allem anderen *alte* ¹⁶ Handelsstadt wiederum von *der Hauptstadt* her gefährdet. Aus *der Hauptstadt* kommt auch darin wieder das Böse oder wenigstens das in jeder Hinsicht Aparte *hierher*.¹⁷

Es tritt zunächst als das sozial und das sexuell Andere auf, in der Person einer Frau¹⁸ und adligen Dame, einer Herrin selbst im sadomasochistisch speziellen Sinn des Worts. Dieser drängt sich von dem Moment an auf, da der ihr fortan hoffnungslos Ausgelieferte erstmals unter ihre Augen kommt: Beginnen die Interaktionen zwischen den beiden doch damit, dass sie, mit dem Accessoire eines *Lederband*[s] ausstaffiert und gewissermassen hoch zu Ross, von der Höhe ihres *Jagdswagen*[s] hinab *ihre Peitsche* gegen den Fussgänger senkt, worauf er seinen *Cylinder* zieht und sich mit seiner Selbstunterwerfungsgeste förmlich erniedrigt vor ihr.¹⁹

Die Domina ist immer schon und immer auch eine Frau aus der Grossstadt. Anders aber als vom Gesamtwerk her zu vermuten, wo solche misogynen Chiffren sonst durchaus weiterleben,²⁰ handelt es sich dabei um eine Neuauflage weder der Hure Babylon noch auch der Frau Welt. Vielmehr verkörpert die Grossstädterin hier eine seinerzeit allerletzte und hochmodische Variante gynophober Phantasmen. Gerda von Rinnlingen ist eine *femme fatale*, wie sie im Buch steht, aufs Gesamtwerk gerechnet die erste und schlimmste ihrer Sorte. Als *femme très fatale* denunziert sie schon der Name ihres Opfers.

Der epitheto constante kleine Herr Friedemann, dem die Frau und Herrin in allem und jedem, auch nur schon physisch bei sehr weitem überlegen ist

15 Bd. 1.1, S. 796.

16 Bd. 2.1, S. 88.

17 Bd. 2.1, S. 94.

18 Vgl. BRAM DIJKSTRA: Das Böse ist eine Frau. Männliche Gewaltphantasien und die Angst vor der weiblichen Sexualität, Reinbek b.H. 1999.

19 Bd. 2.1, S. 96–97.

20 Vgl. ELSAGHE: Die imaginäre Nation [Anm. 7], S. 60, 67–68; YAHYA ELSAGHE: Die kleinen Herren Friedemann. Familie und Geschlecht in Thomas Manns frühesten Erzählungen, in: Zerreihsproben / Double Bind. Familie und Geschlecht in der deutschen Literatur des 18. und des 19. Jahrhunderts, hg. v. CHRISTINE KANZ, Bern/Wettingen 2007 (gender wissen 10), S. 159–180.

– er reicht ihr *nur bis zur Brust* –²¹ und den sie so bestürzend grausam demütigt und eiskalt zugrunde richtet, – dieser kleine Herr heisst mit Vornamen Johannes. Der Täufer aber, dessen Namen *der kleine Johannes* somit trägt,²² fiel dem ›Prototyp‹²³ oder der Mutter aller femmes fatales zum Opfer, der in den Evangelien freilich noch anonymen Salome, wie sie Oscar Wilde zu einer Kultfigur des fin de siècle gemacht hatte. Nicht umsonst wird in derselben Periode, zur Zeit der damals so genannten Salomania, auch noch der Protagonist des ›Doktor Faustus‹ der für ihn fatalen Frau unter dem vielleicht sogar halbwaynen *Vorwand* nachreisen, einer Premiere von Richard Strauss' ›Salome‹-Oper beiwohnen zu wollen.²⁴

Auch diese Reise übrigens führt noch beziehungsweise würde noch in eine *Hauptstadt*²⁵ führen, so dass die jüngste femme fatale des Gesamtwerks gradeso eng mit einer solchen assoziiert wird wie die älteste. Denn das ›salomanisch‹ Unkonventionelle an der Person und dem Benehmen Gerdas von Rinnlingen, über die sie *in Erregung* und aus dem Häuschen geraten,²⁶ nehmen die Einwohner, Einwohnerinnen der alten Handelsstadt ganz *natürlich* als integrales Element eines expresso adiectivo hauptstädtischen Habitus wahr. So steht es in den Medisancen einer Neiderin:

›Daß man die hauptstädtische Luft verspürt, [...] nun, das ist natürlich. Sie raucht, sie reitet [...]! [...] ihr Benehmen ist nicht nur frei, es ist burshikos, und auch das ist noch nicht das rechte Wort... [...] darf eine so junge Frau – sie ist vierundzwanzig Jahre alt – die natürliche anmutige Anziehungskraft... vollkommen vermissen lassen?‹²⁷

Hierbei mag ein gut Teil der Malice auf Kosten weiblicher Rivalität und kleinstädtischer Borniertheit gehen. Andernteils jedoch und gewissermassen unter den scheinbar unparteiischen Augen des Erzählers scheint die so gehechelte Hauptstädterin solche allergischen Reaktionen selber mit zu provozieren. Sie gibt den Handelsstädtern kaum verhohlen zu verstehen, wofür sie sie hält und dass sie sie als Hinterwäldler verachtet. Einen ›Lohengrin‹ etwa, den sie sich hier anzusehen geruht – tiefer dekolletiert als jede andere²⁸ und in der ›böse‹ nummerierten *Loge dreizehn* –,²⁹ diese Aufführung findet sie *nicht*

21 Bd. 2.1, S. 107.

22 Bd. 2.1, S. 87.

23 Vgl. RICHARD BIZOT: The Turn-of-the-Century Salome Era: High- and Pop-Culture Variations of the Dance of the Seven Veils, in: *Choreography and Dance 2/3* (1992), S. 71–87, hier S. 71.

24 Bd. 10.1, S. 224.

25 Bd. 10.1, S. 224.

26 Bd. 2.1, S. 94.

27 Bd. 2.1, S. 95.

28 Vgl. Bd. 2.1, S. 100.

29 Bd. 2.1, S. 99.

gut [...] oder, und das so abgemilderte Urteil fällt fast noch vernichtender aus, oder nur relativ gut.³⁰ Auch fühle sie sich, was sie jedoch nur gleichgültig registriert, hierorts *beengt und beobachtet*.³¹

Selbstverständlich liessen sich solche Figurenreden einer- wie andererseits zunächst auch auf die Gemeinplätze des urbanistischen und vor allem des antiurbanistischen Diskurses im Allgemeinen zurückführen, zumal solche Topoi bei Thomas Mann passim herumspuken, unter anderem eben im alten Kostüm der Frau Welt oder der Hure Babylon. Dass diese zeitgemässe Topik im «Kleinen Herrn Friedemann» aber noch einmal ganz besonders auf den Konflikt zwischen der neuen Hauptstadt und den alten Reichsstädten bezogen ist, darauf können einem nicht zuletzt die chronologischen Verhältnisse der Novelle einen oder den anderen Hinweis geben. Von Interesse wären hier schon die konkreten Voraussetzungen ihrer Versuchsanordnung:

Diese beruht letztlich auf dem Vollzug eines Generationenwechsels in der Administration. Ein einheimischer Funktionär, zum nebenher, aber doch ausdrücklich notierten Missbehagen der ortsansässigen Bevölkerung, tritt nach *lange[n] Jahre[n]* in den Ruhestand.³² Sein Nachfolger, *ein prächtig konservierter Vierziger*,³³ kommt nicht eben nur *aus der Hauptstadt* auf den hiesigen *Posten*;³⁴ sondern darüber hinaus erscheint er als wahrer Ausbund allen Preussentums, *korrekt, stramm, ritterlich*, wie er ist, *ein glänzender Offizier!*³⁵

Als Anhängsel oder «significant other» solch eines Preussen und Berliners allererst verschlägt es die *femme fatale aus der Hauptstadt hierher*. Die Hauptstädterin gerät folglich nicht aus ganz so heiterem Himmel in die alte Klein- bis Mittelstadt, wie es der Wortlaut des Texts vordergründig glauben machen könnte. Ihre Ankunft, übrigens auch auf den in Friedemanns Leben von allem Anfang an verhängnisvollen³⁶ Monat datiert, wird zwar bei erster Gelegenheit als ein schicksalhaftes Ereignis angesprochen, über dessen Hintergründe *Gott* allein Bescheid wisse.³⁷

Dabei aber erweist sich der redensartige Rekurs auf die Allwissenheit eines paulinisch unerforschlichen Gottes nicht einfach nur als leere Formel. Oder jedenfalls rückt das formelhaft abgeblasste Nomen *Gott* hier in einen

30 Bd. 2.1, S. 108.

31 Bd. 2.1, S. 109.

32 Bd. 2.1, S. 94.

33 Bd. 2.1, S. 96.

34 Bd. 2.1, S. 94.

35 Bd. 2.1, S. 96.

36 Vgl. Bd. 2.1, S. 94 mit S. 87.

37 Bd. 2.1, S. 94.

sehr weltlichen Geschehenszusammenhang ein. Unerforschlich sind näher besehen nicht mehr wirklich die Wege und Ratschlüsse Gottes. Sondern unzugänglich und jeglichem menschlichen Wollen entzogen ist jetzt das Walten staatlicher Institutionen:

Im Juli desselben Jahres ereignete sich jener Wechsel in der Bezirks-Kommandantur, der alle Welt in Erregung versetzte. Der beliebte, joviale Herr, der lange Jahre hindurch diesen Posten innegehabt hatte, war in den gesellschaftlichen Kreisen sehr beliebt gewesen, und man sah ihn ungern scheiden. Gott weiß, infolge welches Umstandes nun ausgemacht Herr von Rinnlingen aus der Hauptstadt hierher gelangte.³⁸

Herrn von Rinnlings Gattin gelangt also in der Konsequenz eines bürokratischen Vorgangs in die Nähe ihres Opfers. Dieser betrifft eine Kaderposition in der Militärverwaltung. Er hat mit der Armee zu tun; und das heisst zwar noch nicht ganz mit einer reichsweit aufgezogenen Einrichtung, noch nicht mit der zentralen Reichsinstitution schlechthin, aber doch mit einer, durch die sich die Zentralmacht etwa in den Hansestädten sehr handfest als solche etablierte. (Im Falle Lübecks, dessen eigenes Infanteriebataillon 1867 aufgelöst wurde, machte sich diese Zentralmacht in Gestalt eines königlich-preussischen Regiments breit, das hier garnisonierte.³⁹)

Der *Wechsel*, Generationenwechsel, der sich in der Militärverwaltung abspielt, besiegelt das Ende einer Periode, die bei dieser Gelegenheit in ein ungeteilt günstiges Licht getaucht wird. Der kraft eines preussisch-bürokratischen Verwaltungsakts *hierher* versetzte Militär löst einen *beliebte[n]*, mutmasslich eher behäbigen, minder adretten, dafür aber *joviale[n]* und vor Ort *sehr beliebt[en]* Vorgänger ab. Somit sind der beliebt-beliebte und der preussisch-schneidige Bezirkskommandeur *vage*, aber auch nur *vage* einer alten und einer neuen, wenig jovialen Epoche zuzuordnen. Schärfer jedoch lässt sich dieser neuen Epoche, wenn man deren Beginn auf das Jahr 71 festlegt, die andere Hälfte des Ehepaars von Rinnlingen zurechnen. Zu dem Zweck kann man versuchsweise die Eckdaten der Erzählung annalistisch ungefähr, doch relativ hinlänglich exakt auf einer Zeitachse abtragen.

Terminus ante quem der Handlung ist die Erstpublikation der Novelle, Mai 97. Andererseits dürfte keiner der ansetzbaren termini post quos lange vor dieses Datum zu liegen kommen (Details etwa wie das seinerzeit hochmo-

38 Bd. 2.1, S. 94.

39 Vgl. AHRENS: Von der Franzosenzeit bis zum ersten Weltkrieg 1806–1914 [Anm. 1], S. 628–629.

derne⁴⁰ *Gasglühlicht*, welches die Villa derer von Rinnlingen erleuchtet⁴¹). Nichts am Wortlaut des Texts hätte es einer zeitgenössischen Leserschaft nahelegen können, dem Erzählten gegenüber einen historischen Abstand einzunehmen. Ganz offensichtlich hatte sie sich vorzustellen, dass die Novellenhandlung in ihrer eigenen Gegenwart spiele.

Zu der so, eben um 1896, 97 platzierbaren <story time> soll Gerda von Rinnlingen wie gehört *vierundzwanzig Jahre alt* sein. Daraus ergäbe sich nun ein Geburtsjahr um 1872. Die Gattin des Kommandanten, hiesse das also, wäre recht eigentlich ein Kind des neuen Reichs, weil eben unmittelbar nach 71 geboren.

Noch jenseits dieser Epochengrenze hingegen muss Johannes Friedemann zur Welt gekommen sein, ziemlich kurz, aber doch entschieden vor 1871. Auch das lässt sich den noch so spärlichen Zeitangaben des Texts entnehmen. Zum Zeitpunkt nämlich, da er der für ihn fatalen Frau begegnet und verfällt – *Juli desselben Jahres* –, hat Friedemann soeben seinen *dreißigsten Geburtstag* hinter sich.⁴² Er wird also um 1867 herum geboren sein. Seine Geburt muss noch in dem Intervall zwischen dem Heiligen Römischen und dem neuen Deutschen Reich liegen. Sie fällt hart, aber eindeutig, q.e.d., vor dessen Gründungsjahr.

Das epochale Jahr wäre damit in die wesentliche Konfiguration des Novellenpersonals mit impliziert. Es würde zu einem Teil und Faktor des Antagonismus zwischen dem autochthonen Protagonisten und der hauptstädtischen Deuteragonistin. Die revoltierende Erzählung vom kleinen, gutmütigen, friedfertigen Johannes und der übermächtigen, abgründig bössartigen Sadistin, die seine <epikureische>⁴³ Selbstgenügsamkeit stört und seine Existenz endlich zerstört, – dieser ganze <plot> erhalte dadurch allegorische Energie. Anhand ihrer Raum- und Zeitparameter liesse sich die Novelle als innenpolitische Allegorie auf die jüngste Geschichte lesen. Sie wäre dann eine Parabel auf die Asymmetrie der neu geschaffenen Macht- und Ohnmachtsverhältnisse; darauf, wie im Zug der Reichseinigung Berlin und Preussen eine alte Stadt wie Lübeck in der Bedeutungslosigkeit zu versenken vermochten.

40 Vgl. WOLFGANG SCHIVELBUSCH: Lichtblicke. Zur Geschichte der künstlichen Helligkeit im 19. Jahrhundert, München/Wien 1983 (Hanser Anthropologie), S. 51–52.

41 Bd. 2.1, S. 113.

42 Bd. 2.1, S. 94; im Original keine Hervorhebung.

43 Vgl. Bd. 2.1, S. 92.

Heft 10/2013 – Aus dem Inhalt

GEORG KREIS

Zentralität und Partikularität. Organisationsformen und Strukturbilder des öffentlichen Lebens

REGULA SCHMIDLIN

Die Plurizentrik des Deutschen. Ein linguistisch-lexikographisches Konstrukt?

AFRA STURM / BRITTA JUSKA-BACHER

Methodische Überlegungen zu einem Schweizer Standard-Wörterbuch

GÜNTER SCHMALE

Gesprochenes Deutsch. Normabweichende Partikularität oder eigene Norm?

ASTRID STARCK

Jiddische Literatur in Berlin in der Zwischenkriegszeit. Wechselspiel zwischen Zentrum und Peripherie

MICHAEL ANDERMATT

«Hussah! Hussah! Die Hatz geht los!» Antikatholizismus bei Gottfried Keller

YAHYA ELSAGHE

Zentrum und Peripherie in Thomas Manns Novelle vom «Kleinen Herrn Friedemann»

PHILIPPE WELLNITZ

Thomas Hürlimanns Theater. Ein Dialog mit der Heimat Schweiz

Germanistik in der Schweiz

ISBN 978-3-033-04394-7

